

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.
Amtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 36.

Sonntag, den 3. September 1899.

VI. Jahrgang.

Heidesrieden.

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blühen, der Heidebust
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laustäfer haften durchs Gesträuch
In ihrem goldnen Panzerröschchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Stöckchen.
Die Vögel schwirren aus dem Kraut,
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Raum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten.
Dem Räthner fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten,
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Theodor Storm.



(Nachdruck verboten.)

Der Gelbe.

Artistenstizze von **Franz Kurz-Gelsheim** (Wiesbaden).

Mit großen, bunten Affischen hatte der Circus Parfisson seine neueste Attraktion angekündigt: „Mdm. Seniba, die Löwenbändigerin“. Die Zeitungen brachten spaltenlange Vorberichte über das Wunder am Artistenhimmel, die Buchhandlungen und Cigarrengeschäfte stellten Photographien aus, die ein zartes Persönchen verriethen, einen eigenartigen Typus, eine Orientalin, der man ihr Metier nicht im Geringsten ansah.

Die ganze Stadt sprach nur noch von ihr und als sie endlich zum ersten Male auftrat, begrüßte sie ein überfülltes Haus.

Man hatte einen Käfig hereingefahren, dessen Gitter sich durch ein Gewinde erweitern ließen. In dem Käfig befanden sich 5 prächtige Arabierlöwen, die fauchend u. schweifwedelnd an den Eisenstäben entlang tappten, als suchten sie einen Ausweg. Jetzt flammte das elektrische Licht hell auf, die Musik setzte ein und die Bändigerin erschien. Sie trug ein von den üblichen Bändigerinnenostümen etwas abweichendes Gewand. Die Beine steckten in einem fleischfarbenen Tricot; statt der Schnürentaille hatte sie ein Tunica übergeworfen, welche Hals und Arme frei ließ. In den Haaren, die in einem losen Knoten

ausliefen, trug sie ein Diadem und in der Hand hielt sie eine einfache Gerte.

So trat sie in die Manege, verbeugte sich kurz, öffnete dann das kleine Vargitter am Käfig und stand im nächsten Augenblick hochaufgerichtet unter den Bestien, die ihren Winken folgten wie scheue Hunde. — — —

Daß sich schnell ein Groß von Verehrern um sie gesammelt hatte, das war selbstredend. Man mußte sie nur gesehen haben, weiter nichts. Und erst ihre Augen! Meertief, räthselhaft. Fast dunkelgrün schillernd, dann wieder ins Tiefblaue übergehend. Aber niemals sich zu einer bestimmten Farbe bestimmend.

Keiner aber konnte sich eines besonderen Zeichens ihrer Gunst rühmen. „Pah, Männer nicht treu sind“, lachte sie, wenn einer gar zu feurig wurde und damit war die Geschichte abgethan.

Bis zu jenem Tage.

Zu den jungen Leuten nämlich, die gerne im Circus umherstreiften, zählte auch der Student der Medizin Josef Hönig. Das ganze Personal kannte ihn und war ihm schon um dessentwillen zugethan, weil er gar nicht knauserig mit Trinkgeldern umging. So war er auch heute durch die Stallungen gestreift, hatte einige neu angeschaffte Pferde bewundert und stand nun vor dem Verschlage, hinter welchem der Löwenkäfig untergebracht war.

Die Thiere konnte er sich eigentlich auch einmal in der Nähe ansehen, so trat er denn ein, um im nächsten Augenblick erstarrt stehen zu bleiben. Zwei grünliche Augen leuchteten ihm aus dem Halbdämmer entgegen, ein verächtliches Fauchen wurde wahrnehmbar. Einer der Löwen mußte ausgebrochen sein.

Josef wußte nicht, was er thun sollte. Da fühlte er plötzlich hinter sich einen Luftzug, jemand mußte die Thür geöffnet haben und im nächsten Moment flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr:

„Ruhig, bewege Dich nicht. Halte das Licht!“

Dabei drückte man ihm eine Stalllaterne in die Hand und nun konnte er sehen, was vor sich ging.

Wirklich hatte sich das Gitter eines Wagens, in welchem ein Löwe allein untergebracht war, gelöst und das Thier hatte vor dem Käfig Posto gefaßt. Nun trat Seniba mit ihrer Gerte auf ihn zu und hob dieselbe hoch. Der Löwe knurrte und hob die Pranke. Im nächsten Moment fauste die Gerte nieder, die Bestie stieß ein Wuthgeheul aus und traf mit der Klaue die Bändigerin am Arm, sodaß dieselbe mit einem Wehgeschrei die Gerte fallen ließ.

„Leuchten Sie dem Thiere furchtlos ins Antlitz,“ flüsternd sie nun, „nur keine Angst!“

Sie war wenige Schritte zurückgetreten, sodaß sie fast wieder neben Josef stand. Dann streckte sie die Arme von sich

und starrte das Thier an, das unter diesen Blicken immer unruhiger wurde. Nun beugte sie den Oberkörper, noch immer mit den gestreckten Armen, etwas vor. Der Löwe, der sich gelegt hatte, erhob sich, aber diesmal steckte er den Schweif zwischen die Beine und so kroch er langsam, keinen Blick von ihr verwehend, die ihn ebenfalls noch immer ansah, in den Käfig zurück. Schnell warf Senida das Fallgitter zu, verschloß es fest und stürzte dann ohnmächtig zusammen.

Josef faßte sich diesmal schnell. Er hob ihre Gestalt empor und trug sie in ihre Garderobe, wo er sie auf einen Divan niederließ. Dann bemühte er sich, sie ins Leben zurückzurufen, was ihm auch bald gelang.

„Ach, Du bist bei mir?“ Das waren ihre ersten Worte.

„Du bist verwundet. Soll ich einen Arzt holen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Bist Du nicht selbst ein Stück? Da, aus jener Kiste nimm Verbandzeug. Wir haben immer davon bei uns. Und dann verbinde mich.“

Vorsichtig entblößte er den Arm; die Wunde war zum Glück nicht gefährlich. Und als er sie verbunden, da lächelte sie süß träumerisch:

„Sonderbar, auch vorhin lag ich hier und träumte von Dir. Ja, von Dir. Ich hatte Dich schon öfter gesehen. Und da war's mir plötzlich, als müßte ich aufstehen; eine innere Stimme gebot es mir. Und die Stimme hat Recht gehabt. Der Gelbe war frei, der furchtbare Sohn der Wüste, der sich nur meinem Blide beugt, der seine Schultern nur mir zum Nachtlager bent. O, mein Gelber Du! Mein Geliebter! — Doch was sag' ich —“ und ihre Stimme nahm einen unheimlichen Klang an — „mein Geliebter? Nun, Du bist's jetzt, Dir gehör ich. Für Dich habe ich mein Blut vergossen.“

Sie zog den Studenten neben sich.

„Dir will ich dienen, Deine Sklavin will ich sein. Aber sieh haben mußt Du mich. O, ich bitte Dich, sag' nur das eine Wort, daß Du mich liebst. Hörst Du — daß Du — mich — liebst —“

Und ihre Augen sahen ihn diesmal gerade an, wie vorhin den Löwen. Und Josef konnte nicht anders, er mußte den feurigen Mund küssen, mußte die schlanke Gestalt fest an sich schließen und sagen:

„Ich liebe Dich!“

Und so mächtig war der Bann, den Senida auf ihn ausübte, daß er sogar seine Studien an den Nagel hing und mit ihr weiter zog.

Zwei Jahre waren vergangen. Josef war das Umherwandern schon herzlich satt geworden, aber Senida hielt ihn fest.

„Meinst Du, ich liebe Dich von mir. Muß ich Dir zeigen, wo ich Dich im Liebesrausch gebissen, mußt ich das? Nein, Du gehörst mir, Du kannst ja gar nicht von mir gehen.“

Aber sein Sinnesrausch war verflogen. Er wollte wieder frei, wieder sein eigener Herr sein. Ach, wenn doch dies Weib diese Augen nicht gehabt hätte. — Nun hatte er es ihr endlich bestimmt gesagt, daß er gehen, daß er nicht mehr bei ihr bleiben werde.

Da hatte sie ihn groß angesehen.

„Das ist — Dein — Ernst?“

Er nickte mit dem Kopfe.

Sie mußte sich festhalten, um nicht umzusinken. Im nächsten Augenblicke aber schon hob sie ihr Haupt stolz empor:

„Gut, morgen sollst Du, nein, heute Abend noch sollst Du frei sein!“

*

Mhm. Senida's Dressurnummer war bis zum Haupttrick gebieken. Dieser bestand darin, daß sie sowohl als auch Josef und Salambo, ihr „Gelber“, der sie damals verwundete, Skat spielten. Man hatte den Käfig schon hereingefahren. Senida stand neben der Bestie und schien ihr allerlei ins Ohr zu sum-

men, eine Melodie in sonderbar einschläferndem Rhythmus. Und das Thier duckte sich unter der Stimme und sah scheu um sich.

Jetzt erschien Josef draußen am Gitter. Der Löwe zuckte halb empor, jetzt stand der junge Mann drinnen. Da erhob Senida den Arm und zeigte auf ihn. Und im nächsten Moment ein entsetzlicher Schrei — der Gelbe hatte Josef gefaßt und zu Boden geschlagen. Und nun warf sich Senida wild lachend auf das Thier und faßte es tief in seinen Mähnen. Ein neuer Prankenstieb, auch sie lag neben ihm

Nachdem Wärter das Thier zurückgetrieben und die beiden herausgeschafft, konnten die Aerzte nur konstatiren, daß alle menschliche Hilfe oergebend sein würde. So wars auch. Noch einmal schlug Senida die Augen auf, tastete nach der Hand ihres Geliebten und flüsterie:

„Wir beide mußten durch unsern Gelben sterben. Er hatte uns auch zusammengebracht. O, mein Geliebter, so wird man frei.“



Eine Bismarck-Anekdote

erzählt der Marschendichter Hermann Almers im Jahrgang 1899 des Volkskalenders „Volksbote“ (Verlag von A. Schwarz in Oldenburg), wie er sie von seinem Freunde Viedenweg, der Anwalt beim Obergericht in Stade war, erzählen hörte. Viedenweg hatte einst als Student in Göttingen auf der Mensur dem Studenten Otto von Bismarck die Tiefquart verseht, deren Narbe das Gesicht Bismarck's auch im hohen Alter noch aufwies. Bismarck wollte später dieser Hieb nicht als commentmäßigen anerkennen und behauptete, es wäre ein „Sauhieb“ gewesen, was Viedenweg, der 1867 in den preussischen Landtag gewählt wurde, unter Berufung auf das Urtheil seiner Corpsbrüder, der Bremenser, und auch der Gegner, der rothen Hannoveraner, denen Bismarck angehörte, mit Nachdruck bestritt. In der Anekdote handelt es sich um einen Vorfall bei der Kirchweih zu Heiligenstadt; Viedenweg erzählt Almers darüber Folgendes:

Das kleine katholische Städtchen Heiligenstadt war in den dreißiger Jahren ein Lieblingsziel fröhlicher Corpsstudenten aus Göttingen und namentlich durch seine Kirchweih berühmt, wo es nicht wenig lustig und loder herging. Vängst schon vergessen war Haß und Hader unter den Bremensern u. Hannoveranern, deren Vertreter auch diesmal durch einige Wagen voll von den Jhrigen die Jahrmarktslust vermehren halfen. Unter ihren Corpsbrüdern befanden sich auch Bismarck und Viedenweg, jetzt im allerbesten Einvernehmen miteinander stehend. Als Viedenweg und die Seinigen bei andbrechendem Abend sich zur Rückfahrt anschickten, winkt Bismarck ihm, auf ein vertraulich Wörtchen mit ihm bei Seite zu gehn. „Sie wollen schon nach Hause, seh ich, dann müssen Sie mir aber erst nothwendig einen Dienst leisten, lieber Viedenweg. Ich nämlich und meine Coleurbrüder amüsiren uns herrlich, daß wir über Nacht bleiben wollen. Zu meinem Schrecken werde ich gewahr, daß ich meine Legitimationskarte zu Hause in einem andern Rod stecken ließ. Wehe aber, wenn ich in die Lage kommen sollte, sie vorzeigen zu müssen. Sie wissen doch auch, wie streng die Polizei seit der großen Göttinger Revolution gegen uns Studenten geworden. Sie müssen mir mit der Jhrigen ausbelfen.“ — „Da verlangen Sie Unmögliches, Herr von Bismarck; eben weil ich's weiß, wie streng jetzt die Polizei ist. Wehe mir jetzt, erfüllte sie, daß ich mit Ihnen durchgestedt hätte,“ erwidert Viedenweg. — „Sie haben recht, es ist leider so,“ sagt Bismarck. „Also machen wir's anders. Geben dürfen und sollen Sie mir die Karte auch nicht, aber sie vor meinen Augen verlieren durch Fallenlassen, kann Ihnen ebensowenig Jemand wehren, wie er es mir kann, sie zu finden und aufzugeben.“ Viedenweg verabschiedet sich von ihm, dreht sich um, und die Karte fällt aus seinem Rod heraus.

Unsere geehrten Leserinnen werden höflichst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisen- und Placatbüchereien zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungslitteratur dafür dankbar zu erwiesen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültig überweisen auf die betr. Angelegen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!

Ein paar Tage nach der Kirchweihnacht wird mein Better schon früh durch den Pöbel geweckt mit der Citation, auf dem Universitätsgericht zu erscheinen, wegen einer bösen Holzerei mit Knoeten, in der er in der Kirchweihnacht in Heiligenstadt mit verwickelt gewesen sei. Natürlich durchschaut er sofort, was passiert ist. Auf dem Gericht ist es mit Hilfe des Miethlutscher leicht für ihn, sein Alibi nachzuweisen. — Die Untersuchung indeß nimmt ihren weiteren Verlauf, und nach abermals einigen Tagen steht auch der Schulbige vor den Schranken. „Was sind Sie, wie heißen Sie?“ — „Otto v. Bismarck, stud. jur.“, lauten Fragen und Antwort. „Aber der Polizei gegenüber haben Sie einen falschen Namen angegeben, haben gesagt, Heinrich Biedenweg sei ihr Name. Dafür werden Sie bestraft werden, wenn es sich herausstellt.“ — „Ich meinen Namen verleugnen — das werde ich nimmer thun!“ — „Sie haben's aber doch gethan. Auf ihrer Karte stand nicht Otto v. Bismarck, sondern Heinrich Biedenweg.“ — „Ach so! Jetzt wird mir plötzlich Alles klar!“ ruft Bismarck aus. „Kommt da im „Blauen Engel“ oder wie die Schänke hieß, wo ich mich eben an der famosen Prügelei ergötze, so ein frecher Kerl mit breitem rothen Klappfragen auf mich zu und brüllt mich an: „Wie heißen Sie?“ Daß ich mich mit einem solchen in keine Unterhaltung einlasse, versteht sich von selbst. Also greife ich gleich in meine Brusttasche und nehme eine Karte, die ich ihm dann einfach unter die Nase halte. Nun erklärt sich's, wie Alles kam. Anstatt daß ich ihm die meine hinhielt, war's eine gewesene, die irgend Einer hatte fallen lassen und ich aufhob, um sie dem rechtmäßigen Inhaber wieder zuzustellen. Das ist der ganze Vorgang.“



Nasentypus und Volkscharakter.

Eine englische Phrenologin, Miß Loh, hat eine interessante ischen Völkern in Knechtschaft gehalten wurden, so daß sie auf bestimmte Nasenform, in der ihre Charaktereigenschaften zum Ausdruck kommen, hat — oder vielmehr gehabt hat, da die Völker bei fortschreitender Civilisation ihre typischen Formen der Nase verloren haben, und zwar in um so höheren Grade, als die Denkfähigkeit, die geistige Cultur bei ihnen Fortschritte gemacht hat. Die fein geschnittene Nase mit streng classischen Linien zeigt die Verfeinerung und die Oberherrschaft höherer und mehr geistiger Eigenschaften. Die spitze dünne, „gedankenlose“ Nase dagegen, die sich hauptsächlich bei den Spaniern Franzosen und den anderen lateinischen Rassen findet, ist immer das Zeichen von Grausamkeit in der Veranlagung und auch in den Handlungen, wenn die künstlichen Schranken, die das Gesetz errichtet, entfernt sind. Miß Loh erklärt dies durch die Thatsache, daß vor Jahrhunderten die Massen bei den lateinischen Völkern in Knechtschaft gehalten wurden, so daß sie aufhörten, die Denkfähigkeit auszubilden, die zu gebrauchen gefährlich war. So verlor die Nase in der Breite, sie wurde dünn und spitz: Leidenschaften erhielten die Oberhand, die bekanntlich oft, wie in der französischen Revolution, zu gewaltthätigen Ausbrüchen gelangten.

Die deutsche Nase — gerade, mit breitem Rücken und weiten Nasenlöchern — ist nach Miß Loh charakteristisch für ein Volk, das bekannt ist durch seine Gründlichkeit und Tiefe des Denkens und dadurch, daß es in seinen Handlungen consequent einem Ziele zustrebt. Deutsche bewegen sich langsam, aber sie gehen nie zurück.

Die russische Nase ist im Allgemeinen unförmig und kennzeichnet Unbeständigkeit und Unfähigkeit; dieses Merkmal kehrt in dieser Rasse immer wieder und überall, bei Adligen und Bauern, bei Kaufleuten und Diplomaten zu finden. Für den Chinesen ist die Stülpnase in noch höherem Grade charakteristisch.

Die Nasen der Bewohner des „himmlischen Reiches“ scheinen alle gleich geschnitten zu sein. Eine Disposition zur Grausamkeit, ein absoluter Mangel an Gefühl für die Leiden Anderer und ein gering entwickelter Sinn für Wahrheit gehören zu den Charakterzügen des Chinesen, wie seine Nase dies anzeigt. Aber natürlich giebt es auch Ausnahmen.

Die Indianernase charakterisirt große Ausdauer und etwas geistige Begabung. Wenn sie dünn und spitz ist, wie bei den niederen Stämmen, bezeichnet sie die berückelte und oft teuflische Grausamkeit.

Die typische jüdische Nase, besonders in den niederen Schichten, ist mit ihrem „Haken“ ein Zeichen der Selbstsucht. Die höheren jüdischen Typen nähern sich dagegen den besten Formen in den Rassen unter denen sie leben.

Die richtige breite, flache Negernase, zu der wulstige Lippen und eine zurücktreibende Stirn gehören, kennzeichnen die Rasse als auf einer niedrigeren Stufe stehend, wie die rothe oder die gelbe Rasse. Individuen mit Stülpnasen findet man übrigens in allen Völkern, aber sie scheinen sich nirgends einer besonderen Gunst zu erfreuen; man erzählt die Geschichte, daß in Neusaledonien ein franz. Sträfling, vor die Alternaide gestellt, einen weiblichen Sträfling zu heirathen oder hingerichtet zu werden, fragte, ob sie eine Stülpnase habe, und als er eine bejahende Antwort erhielt, sagte: „Dann richten Sie mich hin!“

Die englische Nase ist jedenfalls die verschiedenartigste in den Formen und Typen und in der Größe, und dies deutet nicht nur auf die außergewöhnlich starke Rassenmischung, sondern auch — immer nach Miß Loh — auf die absolute Freiheit im Denken und Ausdruck. Unter den verschiedenen Klassen des englischen Volkes findet man alle möglichen Spielarten und Formen der Nase, ausgenommen vielleicht die extreme Negernasenform. Kaum zwei englische Nasen sind einander ganz gleich und sicherlich könnte kein bestimmter Typus als specifisch englisch bezeichnet werden.

Ein findiger Mann — so schließt der Artikel — hat eine „Nasenmaschine“ erfunden, mit der man jede gewünschte Form, die dann auch den Ansprüchen des Phrenologen genügen könnte, erzielen soll, aber die beste Nasenmaschine ist ein thätiges und gut entwickeltes Gehirn und ein freundlicher, selbstloser Charakter. Diese modificiren unbewußt, aber wesentlich die Form von Nase und Mund, sie geben dem Auge ein Leuchten und dem Ausdruck etwas Anziehendes, das jede Form des Gesichtes gefällig macht.



— Henry Irving und der Schauspieler. Der erste jetzt lebende englische Schauspieler Sir Henry Irving erzählte jüngst im Kreise seiner guten Freunde folgende Geschichte: In meiner Jugend lernte ich einen Mann, Namens Joe Robins kennen, der einen geordneten Beruf verlassen hatte, weil es ihn mächtig zur Bühne zog. Es wurde kein großer Schauspieler und hätte wohl öfters Noth leiden müssen, wenn er nicht einen kleinen Sparpfennig aus früheren Zeiten aufbewahrt hätte. Vor seiner Umsatlung hatte er die Vorsicht gehabt, sich mit einem guten Vorrath von Leibwäsche auszustatten, doch blieb diese nicht lange bei ihm, da er fortwährend armen Kollegen damit aushalf. Eines Tages, kurz vor Weihnachten, spielte er in der alljährlichen „Pantomime“ mit und klebete sich mit mehreren anderen Schauspielern in der gemeinschaftlichen Garderobe aus, um sein Costüm anzulegen. Dabei fiel ihm ein junger Mensch auf, der ordentlich vor Kälte zusammenschauerte, denn er trug kaum ein Hemd auf dem Körper, um sich vor dem Frost zu schützen. Einige Tage darauf, am ersten Feiertag, lud nun Joe seine Mitspieler zum Essen ein. Alle erschienen pünktlich, denn alle litten mehr oder weniger an ewigem, ungestilltem Hunger. Als der junge Schauspieler eine

hat, machte ihm sein Wirth ein Zeichen und führte ihn in seine Schlafstube. Dort deutete er schweigend auf eine neue wollene Unterjade und ein gleiches Beinkleid und verließ dann das Zimmer. Was es an diesem Mittag zu essen gab, konnte der junge Mensch nachher nicht sagen, die Freude, sich endlich einmal in seinem Leben behaglich und warm zu fühlen, wog alle anderen Gedanken auf." "Sie scheinen ja mit dem armen Kerl sehr zu sympathisiren," bemerkte einer der Gäste, nachdem Irving geendigt hatte. "Das thue ich auch," erwiderte er mit seinem sonnigen, von Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Lächeln, "denn der arme Schauspieler war — ich!"

— Eine originelle Inschrift, die bei Fremden schon mehrfach Heiterkeit erregte, befindet sich auf einer Gedenktafel an der Außenseite der Stadtkirche zu Königs-Lutter rechter Hand vom Haupteingang. Dieselbe ist um das Jahr 1720 angefertigt und lautet: „Herr Georg Schwalbruch, Bürgermeister hier. Braunschweig gab ihm den glücklichen Anfang seines Lebens anno 1649 am 31. September. Königs-Lutter aber beendete selbiges Ende anno 1718 am 27. Februar, 89 Jahre seines Alters.“ (Folgen die Geburtsdaten seiner Kinder etc.). Ob der Herr Bürgermeister wohl auch immer am 31. September seinen Geburtstag gefeiert hat?

Für Haus und Herd.

* Wie lebt man naturgemäß? Das Hauptverforderniß für unser körperliches und geistiges Wohlbefinden ist eine vernünftige, naturgemäße Lebensweise. Da Viele, ja die Mehrzahl der Menschen, aber gar nicht wissen, wie man naturgemäß lebt, so veröffentlichen wir in Nachfolgendem einige Gesundheitsregeln:

1. Man esse nie ohne Hunger und lasse zwischen den einzelnen Mahlzeiten eine Pause von drei Stunden. Leute, die nicht anstrengende, körperliche Ausarbeitungen haben, mögen sich mit 3 Mahlzeiten pro Tag begnügen. Kinder und im Wachsthum begriffenen Personen, bei denen der Stoffwechsel lebhafter vor sich geht, müssen vier bis fünf Mahlzeiten pro Tag verabreicht werden.

2. Gut gekaut, ist halb verdaut. Durch Rauhen wird der zur Verdauung so notwendige Speichel des Mundes reichlicher abgesondert und den Speisen beigemischt. Man esse oder trinke weder mehr als blutwarm, noch eiskalt. Ferner genieße man nicht immer einerlei, sondern beobachte Abwechslung in der Art der Speisen und wähle mehr feste als bünneflüssige (Suppenartige) Nahrung. Zu vermeiden sind schwer verdauliche Speisen, wie frisch gebackenes Brod, warmer Kuchen, alles Pötelfleisch u. dgl. m. (F. f.)

— Um Nasenbluten schnell zu stillen giebt es zwei Methoden, deren Mittheilung namentlich den Radfahrerern genehm sein dürfte, da jezt in der Zeit der vielen Ausflüge es leicht zu einem Sturz und damit zum Nasenbluten kommen kann. Die erste Methode besteht darin, daß man den kleinen Finger an dem unteren Theil des Nagels — und zwar muß man die Manipulation an derselben Hand vornehmen, an deren Seite das Blut aus der Nase fließt, rechts die rechte, links die linke Hand — mehrfach sehr fest mit einem starken Faden Zwiern umwickelt. Noch einfacher aber ist es, den Arm derselben Seite, wo das Blut fließt, hoch in die Höhe gehoben zu halten, bis die Blutung aufhört. Dies ist besonders im Freien, wo sonstige Hilfsquellen fehlen, sehr anwendbar. Zur Erleichterung der unbequemen Haltung kann man dem Arm eine Stütze geben, indem man mit der Hand einen hohen Gegenstand, Baumast oder bergleichen, ergreift.

* Thränende und brennende Augen deuten auf Augenschwäche hin, und in solchen Fällen hat sich der Fenchelspiritus, wie derselbe in den Apotheken zu erhalten ist,

ganz vorzüglich bewährt. Man nimmt davon ein Stöffelöffel auf ein Weinglas Wasser, und mit dieser Mischung werden die Augen jeden Morgen gleich nach Verlassen des Bettes bestrichen, worauf man sie eine Stunde lang gar nicht anstrengen darf. Nimmt man halb Fenchel-, halb Rosmarin-Spiritus, so soll die Wirkung noch eine bessere sein.

* Zwiebelsuppe. 12 mittelgroße Zwiebeln werden geschält und in Scheiben geschnitten; die eine Hälfte wird in Butter geröstet, drei Eßlöffel Mehl daran gerührt und, sobald es gelb ist, mit zwei Liter Wasser oder leichter Fleischbrühe aufgegoßen und Alles zusammen eine Stunde gekocht. Die andere Hälfte der Zwiebelringe wendet man in Mehl um und röstet sie in Schmalz goldgelb. Beim Anrichten würzt man die Suppe mit einer Prise Pfeffer, Muskatnuß und dem nöthigen Salz.

Räthselecke.

Charade.

(Dreißig.)

Es ziehn die ersten Beiden
Durch schönes deutsches Land.
Das Dritte kann dich nähren,
Pfllegt Du's mit fleiß'ger Hand.
Fügt Du die Drei zusammen,
So gieb ein r dazu
Als Herz, dann nennt das Ganze
Eine bergische Stadt im Ru.

Räthsel.

Zwar wichtig ist's, doch halt es nicht zu hoch.
Ein Jeder hat's, und oft bekommt man's noch
Nach es den andern nicht, um sie zu neden,
Vuch darfst du's nicht in fremde Sachen reden.

Bilderräthsel.



Auflösungen in nächster Nummer.

Die Namen derjenigen Löser, welche in der nächsten Nummer veröffentlicht werden sollen, müssen bis Mittwoch Nachmittag zur Kenntniß der Redaction gelangen.

Auflösungen der Räthsel aus Nr. 34.

Staufgabe: Kartenvertheilung: B. a9, bK, 9, 8, 7; cK, D, 9, 8, 7. M. a10, D, 7; bA; d10, K, D, 9, 8, 7. H. a, b, c, d8; aA, K, 8; cA, 10; dA. **Stat:** b10, D. **Spiel:** 1. B. cD, a10, c10 (—23). 2. M. d10, dA, a9 (—21). 3. B. cK, aD, cA (—18). Damit haben die Gegner 62 erreicht. V hat keine kurze Handsfarbe, spielt deshalb die längste an, von der nur A und 10 noch brauchen ist. Daß M beim 2. Stich gleich d10 vorsetzte, war selbstverständlich; das blanke dA konnte nur beim Spieler sitzen, sonst hätte es V gleich selbst angebracht. **Tauschräthsel:** Bank, Nase, Bild, Karte, Stirn, Gans, Backen, Hahn, Rede, Kase, Ring, Eier. — Kritische Tage.

Auflösungen der Räthsel aus Nr. 35.

Bilderräthsel: [Ru (u) de (v) s h Eimer] Radesheimer.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Steiner, Wilhelm Konstanzer, Hugo Meißner, Wiesbaden. A. Knieling, Stations-Diätar zu St. Goarshausen. Karl Berger, Bingen.